



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Herbstbilder aus Italien : (Fortsetzung) : 5. Auf den Spuren
des heiligen Benediktus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Herbstbilder aus Italien

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)

5. Auf den Spuren des heiligen Benediktus



Wir waren an einem sonnigen Morgen von Rom nach Tivoli gefahren, nicht auf der kürzern sogenannten Dampfstraßenbahn, die von der Porta San Lorenzo aus an den ungeheuern Trümmern der Hadriansvilla vorüber dorthin führt, sondern auf der längern Eisenbahnlinie, die, nachdem sie die Campagna durchschnitten hat, in weitem Bogen an der Bergwand emporsteigt und zwischen Olivenhainen hindurch angeichts der schäumenden „kleinen Wasserfälle“ (cascatelle) die Stadt erreicht. Hier hatten wir in der schwermütigen Gartenpracht der Villa d'Este geschwelgt, zwischen hundertjährigen Cypressen, Platanen, Pinien und Lorbeerhecken, rauschenden Wasserstürzen und stillen dunkeln Wasserbecken mit der weiten Aussicht auf die Campagna und die ewige Stadt im Hintergrunde, die jahrelang ein deutscher Kirchenfürst, der Cardinal Hohenlohe, tagtäglich genossen hatte, und wir hatten uns dabei auch ein wenig darüber geärgert, daß diese herrliche Renaissanceschöpfung, wahrscheinlich ohne Wissen des jetzigen Eigentümers, des Erzherzogs Franz Ferdinand von Osterreich-Este, nunmehr einer sündlichen Vernachlässigung preisgegeben wird. Schließlich hatten wir lange im Schatten des Sibyllentempels hoch über den weißen Wasserfällen der grünen Anioschlucht gesessen. Die Sonne schien heiß, als wir kurz nach Mittag weiter fuhren, tiefer ins Gebirge hinein. Überaus malerisch ist dieses enge, vielgewundene Bergthal, in dessen Tiefe der grüne, wasserreiche Anio (Aniene) rauscht, aber obwohl es reich bebaut ist, von der erquickenden Frische und Bewaldung, von dem lauschigen Zauber eines deutschen Gebirgsthals hat es nichts. Grau und kahl hoben sich die scharfen Formen der Berge vom blauen Himmel ab, die Höhenstädte und Schlösser darüber, Castell Madama mit der mächtigen Zinnenburg, der einst Margareta von Parma, die natürliche Tochter Karls V., den Namen gab, Bicovaro, Mandela. Hier mündet von links die Licenza, die alte Digentia, in den Anio, dort geht es hinauf nach dem Landgute des Horaz, seinem geliebten Sabinum, das etwas jenseits des heutigen Dorfs Rocca Giovane lag und in Resten noch nachweisbar ist.

Doch unser Ziel war heute ein andres. Wir wollten die Spuren einer ganz entgegengesetzten Lebensrichtung verfolgen, nicht bei dem heitern, geistvollen, lebensklugen Epikuräer einkehren, sondern bei seinem um ein halbes Jahrtausend jüngern Landsmanne, dem strengen, weltentsagenden Benediktus aus Nursia, dem altfabianischen Norcia, der dem abendländischen Mönchtum seine Regel gab und es dadurch zu einer der größten Kulturmächte des Mittelalters umschuf. Wie merkwürdig, daß dasselbe Gebirge dem römischen Dichter und Lebensphilosophen Zuflucht bot, wenn er stille Erholung suchte von dem tosenden, gewaltigen Treiben der Welthauptstadt, mit dem er doch durch tausend Fäden unzertrennlich verbunden blieb, und dem Asketen für seine Flucht aus der Welt, deren politische und gesellschaftliche Ordnung unter den Sünden der altgewordenen Völker und den Schlägen der „Barbaren“ zusammenbrach! Als Benediktus 480 geboren wurde, waren seit dem ruhmlosen Ende des weströmischen Reichs erst vier Jahre vergangen; als er, einem unstillbaren Drange folgend, sich 494 in die Felseneinöde von Subiaco zurückzog, war Odoaker soeben (493) den Ostgoten erlegen, und über Rom gebot abermals ein germanischer Held, Theoderich der Große. Als er 528 Subiaco verließ, um nach Monte Cassino zu ziehn, war Theoderich, verzweifelt an der Widerstandsfähigkeit seines kühnen politischen Baues, soeben 526 gestorben, und eine neue schwere Krisis nahte heran, die nach furchtbaren Kämpfen mit der Vernichtung des Ostgotenreichs und mit der Unterwerfung Italiens unter die byzantinische Fremdherrschaft endete (553). Dieses Ende hat Benediktus nicht mehr erlebt, da er schon 543 starb. Wir wissen nicht, ob oder inwieweit solche Erfahrungen auf ihn eingewirkt haben, aber er war den Dingen dieser Welt nicht so gänzlich abgewandt, daß er sie völlig aus den Augen verloren hätte. Er empfing 541 auf seiner Berghöhe den jungen Gotenkönig Totila, obwohl er ein arianischer Ketzer war, und er gab kurz nachher die merkwürdige Prophezeiung, die buchstäblich in Erfüllung ging: „Rom wird nicht von den Barbaren zerstört werden, sondern von Wettern und Blitzen, von Wirbelwinden und Erdbeben gezeißelt wird die Stadt in sich selbst verfaulen.“ Sicher aber ist: wie nur in Zeiten hoffnungsloser Zerrüttung aller weltlichen Ordnung Augustinus auf den Gedanken des Gottesstaats kommen konnte, so konnte nur in solchen Zeiten der Gedanke gefaßt und verbreitet werden, diesen Gottesstaat, das freilich höchst einseitig gefaßte christliche Lebensideal, in kleinen, weltabgeschiednen Asketengenossenschaften praktisch zu verwirklichen.

Kurz hinter Cineto romano verläßt die Eisenbahn das Thal des Anio, um in scharfer Biegung nach Arfoli und zum Becken des Fucinersees hinaufzusteigen. Die Straße nach Subiaco bleibt im Aniothale. Vor dem kleinen Bahnhofe von Cineto hielt die „Diligenza,“ ein anspruchsloses, etwas klappriges Gefährt mit zwei nicht eben feurigen Gäulen, das zweimal am Tage diese Strecke zurücklegt. Uns gegenüber auf dem Vorderstiz nahmen ein junger Mann aus Subiaco und zwei Kinder Platz, blasse, schüchterne Wesen, die sich offenbar etwas verlassen vorkamen und auf freundliche Fragen kaum etwas er-

widerten. Die vorzüglich unterhaltne Straße, anfangs auf dem Höhenrande laufend, senkte sich bald ins Aniothal hinab, das zunächst eine breite, mit Feldern, Wiesen und Buschwerk bedeckte Fläche zwischen steilen, nur selten bewaldeten Felsbergen ist, auf deren Höhe die kleinen Ortschaften thronen, eng aneinandergebrängt, von dem grauen Gestein kaum zu unterscheiden: Roviano, Anticoli, Marano, weiter zurück nach Westen hin Saracinesco, ein altes arabisches Raubnest aus dem für Italien so jammervollen neunten Jahrhundert. Aus diesen Bergstädtchen stammten die Frauen, die an günstig liegenden Stellen beschäftigt waren, Wasser aus dem Anio zu schöpfen, um es in den großen, prächtigen Kupfergefäßen von ganz antiker Form auf dem Kopfe bergauf zu tragen, ärmlich angezogen, aber schlanke, kräftige Gestalten. Bei Marano verengt sich das Thal, auf dem linken Ufer von dem schroffen Felsgrat begrenzt, der nebeneinander Rocca di Mezzo, Rocca Canterano und Canterano trägt. Die Straße wurde allmählich lebhafter. Gruppen von Arbeitern waren an den Dämmen und Brücken der neuen Eisenbahn beschäftigt, die von Mandela her nach Subiaco führen und schon im kommenden Jahre die auffällige Diligenza ablösen soll; flotte Geschirre kamen von Subiaco herunter, darunter ein eleganter Landauer, der anhielt, um unserm Gefährt neue Passagiere zu liefern, einen Herrn mit zwei Damen, die eine befreundete Familie soweit begleitet hatten, und als sie kurz vor der Stadt ausstiegen, kletterten seelenvergnügt ein paar hübsche Kinder in den Wagen, um ihren Vater, unsern Reisegefährten von Cinetto romano her, zärtlich zu begrüßen, die älteste ein allerliebstes dunkeläugiges Mädchen von etwa zwölf Jahren in eleganter Kleidung, die mit einer gewissen ruhigen Sicherheit den an sie von den Fremden gerichteten Fragen Rede stand.

Endlich bei einer scharfen Biegung der Straße trat der Kessel von Subiaco hervor: ringsum hohe zackige Gipfel, mitten inne, 70 Meter auf felsiger Halbinsel über dem Anio, die Stadt, darüber auf schroffer, jäh aufstrebender ganz isolierter Felspyramide das trotzige Kastell der alten Äbte aus dem achten Jahrhundert, unter dessen Schutze erst das Städtchen entstanden ist. Denn Subiaco ist als solches keine antike Gründung. Erst in der römischen Kaiserzeit hatte Nero hier, wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Stadt, eine Villa, die nach den drei Seen, zu denen der Anio durch Querdämme aufgestaut war, Sublaqueum hieß, und der Ort, ursprünglich im Gebiete von Tivoli gelegen, erhielt erst von Papst Pius VI. Stadtrecht. Daher trägt die jetzige Stadt ein sehr modernes Gepräge, im ganzen eine lange Straße mit einigen kurzen Quergassen und einer Vorstadt, zwischen die Schlucht des Anio, den Burgfelsen und die Bergwand eingeklemmt. Aber die Wasserkraft des raschen Gebirgsflusses ist seit dem achtzehnten Jahrhundert zu gewerblichen Anlagen benutzt worden, und heute hat Subiaco große Papier-, Eisen- und Cementfabriken, auch durchweg elektrische Beleuchtung. Stattliche Villen auf den Höhen und elegante Equipagen zeigen, daß es hier recht wohlhabende Leute giebt.

Der erste Gasthof des Orts, La Pernice (Rebhuhn), gleich am Anfange der Hauptstraße, ist allerdings noch ein einfaches, bürgerliches Haus. Aber die Wirtin, eine lebhafte Frau mit scharfgeschnittenen Zügen und vollem dunkeln Haar, stellte uns mit Bereitwilligkeit zwei große Zimmer im ersten Stockwerk zur Verfügung, die alles Nötige vollständig und sauber enthielten, und als wir, von einem Spaziergange durch die Vorstadt San Mauro, das Thal aufwärts, zurückgekehrt, beim Abendbrot saßen, dessen Hauptbestandteile das unvermeidliche Pollo (Huhn) und ein trefflicher Landwein waren, erschien auch der Wirt, zugleich Vorsteher der königlichen Post, ein schöner Mann von gewandten Formen, der natürlich nur italienisch sprach, denn sobald man in Italien von der großen Heerstraße abbiegt, ist auf nichts andres mehr zu rechnen. Mit ihm wurde das Programm für den nächsten Tag genau festgesetzt, und da wir zuerst zu den Klöstern hinaufsteigen, dann aber quer durch das Gebirge über Devano nach der Station Palestrina fahren wollten, um hier gegen fünf Uhr nachmittags noch den Abendzug nach Rom zu erreichen, eine Strecke von mehr als 40 Kilometern bergauf und bergab, so war von beiden Seiten größte Pünktlichkeit nötig. Auch dem Wirt erschien die ganze Fahrt als etwas Ungewöhnliches; er bemerkte mit dem Ausdruck einer gewissen Besorgnis, da der Wagen nicht an demselben Tage zurückkehren könne, so würde er den doppelten Tagespreis kosten. Das waren nur 15 Lire, nach dem Kurs wenig über 11 Mark.

Nach einer kalten, sternklaren Nacht war der Morgenhimmel etwas bewölkt, und ein kühler Wind blies uns entgegen, als wir uns um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr auf die pünktlich erschienenen Esel schwangen, um nach den Klöstern hinaufzureiten, beiläufig die beste Art, derartige Touren zu machen; denn abgesehen davon, daß die Wege fast immer schattenlos und steinig sind, giebt es niemals einen Wegweiser, und der Eseltreiber ist zugleich Führer. Der unsrige, ein alter Mann, hatte überhaupt keinen andern Beruf mehr, als Fremde nach den Klöstern zu geleiten, „immer auf und ab,“ wie er sagte. Der Weg führte zunächst durch die Stadt, dann steil hinunter nach der Vorstadt San Mauro, die wir schon am Abend vorher durchwandert hatten, und stieg dann langsam empor, links die steile Felswand, rechts tief unten in grüner Thalschlucht den Anio. Kurz bevor eine prächtige Brücke in hohem, kühnem Bogen diesen überspannt, biegt bei einer Cementfabrik der breite Reit- und Fußweg nach den Klöstern von der Straße ab — ein Fahrverkehr ist hier unmöglich — und klimmt in Windungen an der südlichen Wand des Aniothals hinauf. Tief unten, unter fast senkrecht abstürzenden Felswänden, braust unsichtbar der Bergstrom, gegenüber steigt ebenso steil, aber viel höher, der Monte Carpineto auf. Rings starbt grauer Fels, nur der untere Teil des Carpineto ist bewaldet.

Nach einem etwa dreiviertelstündigen Ritt zeigte sich vor uns auf einer schmalen Felsplatte das erste und größere der beiden Klöster, Santa Scholastica, nach Benedikts frommer Schwester so benannt; doch ritten wir zunächst vorüber, um gleich nach dem ältesten und ehrwürdigsten, San Benedetto oder Sacro

Speco zu gelangen. Die Gegend wurde immer wilder, einsamer, felsiger. Endlich erreichten wir durch ein Wäldchen schöner Steineichen (elei) das Thor des Klosters. Dort ließen wir unsere Esel und gingen durch einen langen Vorgarten nach dem Eingange des Sacro Speco, das unmittelbar an der rötlich-grauen Felswand hängt. Freilich ist bei beiden Klöstern von dem ursprünglichen Bau des sechsten Jahrhunderts nicht mehr viel übrig, denn sie sind trotz ihrer weltabgeschiednen Lage im frühen Mittelalter mehrmals gewaltsam zerstört worden, 601 von den Langobarden, 840 von den Arabern, 981 von den Magyaren. Daher ist, was über der Erde liegt, fast ganz spätmittelalterlich oder modern. Und doch ist der eigentümliche Charakter von San Benedetto nicht verändert worden. Aus einem dunkeln Gange traten wir in die gleichfalls halbdunkle Oberkirche, im wesentlichen ein Bauwerk des zwölften Jahrhunderts. Da in einer der Kapellen noch Messe gelesen wurde, so erschien erst nach einiger Zeit ein jüngerer Benediktiner im schwarzen Ordensgewande — das Kloster hat noch fünf Mönche (sacerdoti) und drei Laienbrüder (frati) —, um uns zu führen. Von den Wandgemälden der Oberkirche, von denen das merkwürdigste unzweifelhaft das einzige echte Bildnis des heiligen Franciscus von Assisi, der 1216 das Kloster besuchte, aus der Zeit vor 1228 ist, war leider bei der ungenügenden Beleuchtung namentlich der Seitenkapellen meist wenig zu sehen. Dann ging es eine lange steile Treppe zum ältesten Teile des Baus, zur Unterkirche hinab, die selbst wieder ein Über- und Nebeneinander von kleinen Kapellen, Oratorien und Treppen ist, auf- und angebaut an die Höhle im Kalkfelsen, in der St. Benedikt die ersten Jahre zugebracht hat, etwa wie in Jerusalem die Geburts- und Grabstätte Christi von großen Kirchen überbaut worden sind, denn dem frommen Gefühl des Mittelalters kam es nicht darauf an, der Nachwelt eine ehrwürdige Stätte möglichst in dem ursprünglichen Zustande zu erhalten, sondern vielmehr, sie möglichst auszuschnücken. Doch ist die Form der „heiligen Höhle,“ das sacro speco, unverändert, wenngleich in eine Kapelle verwandelt, und an dem Altar steht, von fünf immer brennenden Lampen erhellt, in Marmor die Gestalt des heiligen Benediktus, ein schönes Werk des siebzehnten Jahrhunderts von einem Schüler Berninis. Nach dem erhaltenen Körpermaße (1,95 Meter) ist der Gründer des abendländischen Mönchtums ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann gewesen.

Auf schmalem Felsvorsprunge liegt neben der Unterkirche das kleine Rosengärtchen, auf dem Platze, wo sich nach der Legende St. Benediktus nackt in die Dornen warf, um verlockender Phantasielbilder wieder Herr zu werden, die ihn in die Welt zurückziehen wollten. Seine liegende Marmorgestalt inmitten der Rosen erinnert daran. Aber die ganze merkwürdige Anlage des Baus übersteht man völlig erst von einer Gartenterrasse aus, die auf mächtigen Strebemauern über dem Thale hängt: im Rücken die hohe senkrechte, fast überhängende graurötliche Kalkfelswand, ihr gegenüber an der Brustwehr eine Statue Benedikts, wie er mit erhobner Hand den mit dem Absturz drohenden Felsmassen wehrt, auf das Kloster herabzurollen; seitwärts, eben unter dieser

Stelle, die jetzt ungefährlich ist, seitdem die italienische Regierung das Gestein hat wegbrechen lassen — man sieht noch die frische Bruchfläche —, schweben die Klostergebäude, in mehreren Stockwerken aufgebaut, wie Schwalbennester an der Bergwand über dem Abgrunde des Aniothals, gegenüber und weiter links steigen die zackigen Berghäupter auf. Eine tiefe, weltabgeschiedne malerische Gebirgseinsamkeit wie irgendwo in den Kalkalpen! Das dunkle Auge unsers freundlichen Führers leuchtete auf, als er uns auf die wilde Schönheit ringsum hinwies und dabei seiner fernen Heimat Genua gedachte. Ein Aussichtspunkt über dem Kloster, zu dem er uns noch führte, gewährte den Blick auch thalabwärts. Auf schmalem, steinigem Pfade, blühende Alpenweilchen pflückend, stiegen wir dann wieder zu dem Hauptwege hinab, wo die Esel unsrer warteten, und bald sahen wir, vorsichtig abwärts reitend, auf die Dächer und die drei Kreuzgänge (chiostri) des vor uns liegenden Klosters der heiligen Scholastica hinab.

Diese Anlage ist viel umfassender als das obere Höhlenkloster und wird jetzt von fünfzehn Mönchen bewohnt. Die Kirche und die Wohngebäude mit hohen, lustigen Gängen und breiten Treppen verraten schon in ihrer geräumigen Anlage das achtzehnte Jahrhundert, dagegen stammt der mittlere romanische Kreuzgang aus der Mitte des elften Jahrhunderts, der hintere, mit prächtigen Säulenarkaden, die an den herrlichen Kreuzgang von San Paolo fuori le mura bei Rom erinnern, ist eine schöne Kosmatenarbeit des dreizehnten Jahrhunderts. Besonders Interesse aber erweckt die Bibliothek, ein hoher, schlichter, sehr behaglicher Raum, wo es sich vortrefflich arbeiten lassen muß, denn außer zahlreichen Urkunden, schönen Messbüchern und modernen Werken enthält sie die ersten italienischen Drucke, die hier in diesem Bergkloster zwei Deutsche aus Mainz, Konrad Schweinsheim und Arnold Pannartz 1464 bis 1467 herstellten, den Donatus, Lactantius de divinis institutionibus, Cicero de oratore und Augustinus de civitate dei, wie alle diese ältesten Druckwerke sofort in meisterlicher Ausführung, die nichts von der Unbeholfenheit einer erst anfangenden Kunstübung hat und nur in den Formen der Schrift, den Abkürzungen, Initialen, Randleisten u. dergl. die enge Abhängigkeit von den handschriftlichen Vorlagen verrät. Hier trugen wir unsre Namen in das Fremdenbuch ein. Eine Einladung unsers geistlichen Führers zu einer Tasse Kaffee mußten wir mit Rücksicht auf unsre knapp bemessene Zeit leider ablehnen, aber seine freundliche Aufforderung, gelegentlich die foresteria des Klosters zu einem längern Aufenthalte zu benutzen, um das Leben der Benediktiner näher kennen zu lernen, wiesen wir nicht ganz ab, und das a rivederla! beim Abschiede war von beiden Seiten aufrichtig gemeint.

Als wir wieder auf Subiaco zu abwärts ritten, that sich die ganze Pracht dieses Gebirgskessels auf: links tief unten der Anio, darüber der Monte Carpineto, auf dem Abhange Trümmer Neronischer Anlagen, ringsum hoch aufstrebende, malerische Berghäupter, rechts über der Stadt hoch oben an der steilen nördlichen Thalwand die langgestreckten Gebäude des alten Kapuziner-

Klosters, mitten drin der kolossale Felskloß des Kastells. Denn seit dem elften Jahrhundert war aus der weltabgeschiednen Schöpfung Benedikts ein geistliches Fürstentum geworden, das unvermeidlich in alle die wilden Händel der römischen Feudalherren verflochten war, und die unersteigliche Burg erschien so wichtig, daß Papst Calixtus III. (1455—58) die Abtei zur Commende eines Cardinals machte. Der zweite dieser halbweltlichen Commendatorenäbte, Rodrigo Borgia, nachmals Papst Alexander VI., erneuerte die Werke des Kastells, erbaute namentlich 1476 den mächtigen viereckigen Hauptturm und hielt hier glänzend Hof mit seinen Kindern Cesare und Lucrezia Borgia; dann haben Äbte aus den vornehmsten Familien des römischen Adels, erst die Colonna, seit 1608 die Borghese, seit Urban VIII. (1623—44) die Barberini, als Commendatorenäbte hier geschaltet. Wenn aber römische Kaiser in dieser wilderhabnen Landschaft, die ganz und gar in den Formen des Hochgebirges aufgebaut ist, ihre Sommerfrische hielten, so muß doch der Natursinn wenigstens dieser Zeit dem modernen näher gestanden haben, als man gewöhnlich denkt, und daß sie mindestens den Fernblick auf das wirkliche Hochgebirge für schön gehalten hat, beweisen unter andern die altrömischen Villen am Gardasee.

Als wir um zehn Uhr wieder zu unserm Gasthause zurückgekehrt waren, bestiegen wir eine halbe Stunde später nach einem ausgiebigen Frühstück einen leichten Wagen mit kräftigem, großem Pferde, vom Wirt geleitet, vom Herrn des Gefährts, einem ungewöhnlich hochgewachsenen starken Manne mit bronzefarbigem Kassekopf auf einem wahren Römernacken, empfangen und von der halben Bevölkerung der Straße umstanden. In flottem Trabe ging es durch die Stadt und dieselbe Straße hinaus, die wir soeben hereingekommen waren, dann über die hohe Aniobrücke und in großer Schleife den Bergrücken auf der andern Seite des Flusses hinauf. Noch einmal bot sich uns von der Höhe aus der volle Blick auf Subiaco; der Himmel war fast wolkenfrei geworden, und das Thal lag im Sonnenglanze. Dann senkte sich der Weg rasch abwärts. In der Ferne schob sich ein blaugrauer Bergrücken über den andern, in der Nähe wechselten kahle Felsgänge mit tiefen Thälern, und wo sich ein Fleckchen Erde bot, da war es auch bebaut. Hier und da zeigten sich auch arbeitende Menschen, an einer Stelle waren sie eben in der Weinlese, Männer, Frauen und Kinder mit samt den Eseln, die die Trauben heimwärts zur kunstlosen Kelter tragen sollten, und mit den hochbeinigen, fast zierlichen schwarzen Schweinen, den majali, die zuthunlich wie Hunde mit den Kindern spielten. Aber nur hier und da sah man ein weißes Gehöft, und auf die Frage, wohin diese oder jene Felder gehörten, nannte unser Kutscher immer wieder eins von den grauen Bergstädtchen, die hoch oben auf steilem Felsrücken lagen: Affile, Rojate, Bellegra (früher Civitella di San Sisto). Hier begreift man einmal, wie in den italiischen Stammesfehden, die Rom's älteste Geschichte erfüllen, die Verwüstungstaktik eine so große, die Belagerungen eine so geringe Rolle spielen. Denn diese Bergstädte waren direkt ganz unangreifbar, aber wirksam war die Vernichtung der Feldfrüchte, die Verhinderung des Anbaus. Und

wie mühselig ist hier die Bewirtschaftung dieser Felder, die oft Hunderte von Metern tiefer liegen als der Ort, zu dem sie gehören, und stundenweit von ihm entfernt! Was nicht die geduldigen Esel schleppen können — Lastwagen und Pferde giebt es kaum —, das tragen die Frauen auf dem Kopfe hinauf, auch das bißchen Brennholz, das sie mühsam und ängstlich in dem waldarmen Lande aus Sträuchern und Wurzelwerk gewinnen.

Man freut sich immer wieder über diese schlanken, kräftigen Gestalten und ihre gerade, prächtige Haltung, obwohl man den sonnengebräunten, scharfen Zügen die harte Arbeit und die kümmerliche Nahrung deutlich ansieht. Eine Ausnahme machte ein junges bildschönes Weib von hohem Wuchse und wahrhaft königlicher Haltung, wie sie, ein schweres Holzbündel auf dem Haupte, auf steinigen, steilen Wegen uns bald überholend, bald zurückbleibend, nach Bellegra hinaufstieg. Ein fabelhaftes Felsenest, ein wahrer Adlerhorst auf schmalem, jäh abstürzendem Felsengrat in mehr als 800 Meter Seehöhe! Langsam wand sich dorthin in kunstvollen Kehren, tiefe Thäler rechts und links, die schöne Straße hinauf, den Ort selbst etwas rechts lassend; dann stieg sie schnell in ein Thal hinab, über dem Olevano thront. Da, wo sie den letzten großen Bögen beginnt, liegt rechts auf der Höhe ein Wäldchen prachtvoller Steineichen, die berühmte Serpentara, einst ein Lieblingsstudiengebiet der deutschen Landschaftsmaler, das nur durch Ankauf auf Kosten des Deutschen Reichs vor der Vernichtung gerettet wurde; stolz lasen wir auf einer großen Tafel am Eingange die weithin sichtbare Inschrift: *Proprietà dell' Impero Germanico*. Um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr hielten wir in der Vorstadt von Olevano, und der Kutscher führte uns einen steinigen, engen schmutzigen Weg hinauf zur Casa Baldi, ohne uns weiter zu fragen, denn er setzte voraus, daß wir als Deutsche diese alte deutsche Malerherberge auffuchen würden, die zudem durch Viktor Scheffel unsterblich geworden ist.

Die Casa Baldi liegt auf einem Hügel vor der Stadt ganz frei inmitten einer großen Wigne und ist ein schlichtes einstöckiges Haus, zu dessen Obergeschosß die Treppe von außen hinaufführt. Das mittlere große Balkonzimmer ist der „Saal,“ von dem Scheffel in „Abschied von Olevano“ (1852) spricht, und auch die dort erwähnten Frauenbildnisse schmücken noch die Wände; aber die ehemalige Eleganz des Raumes ist einigermaßen verblichen und verschliffen, und das einzige Anziehende sind die Erinnerungen an Scheffel, Bildnisse und Handschriften von ihm, das Fremdenbuch mit seinen Eintragungen und seine Werke. Auch deutsche Maler kommen nicht mehr her, denn die italienische Landschaft ist bei uns aus der Mode gekommen, unsre modernen Maler setzen sich lieber in Moor und Heide, und das Gesetz des „ewig Schönen,“ das Scheffel „aus Fels, aus Baum, aus Fernen“ in Olevano herauslas, gilt für sie nicht mehr. Aber die reichliche, gute Verpflegung ist der Casa Baldi geblieben, und nachdrücklich forderte die Wirtstochter, als sie uns Schinken, Macaroni, herrliche Weintrauben und den „rot samnitischen Landwein“ vorsetzte, zum Zugreifen auf: *Mangiate, mangiate!* Und die Maler würden heute noch

ihre Rechnung finden, so gut wie ehemals, denn auch die Aussicht ist dieselbe geblieben: im Rücken die Bergmassen des Sabinergebirges, nach der andern Seite im Vordergrunde jenseits eines tiefen Thals Olevano, hochaufgebaut auf seinem Kalkfelsen, weiterhin die breite Fläche des Saccothals, darüber die Volsker- und Albanerberge, die allerdings im Mittagsdunst für uns verschleiert waren.

Dorthin fuhren wir nach etwa einstündigem Aufenthalte, an Olevano vorüber, eine lange, fast gerade Straße hinunter, die Höhenzüge der Palestriner Berge zur Rechten. So erreichten wir die belebte antike Via Praenestina, die wir nun weiter westwärts verfolgten, im blühenden, reich angebauten Saccothale, an Vignen und Einzelhöfen und zuweilen auch an Laubgehölzen vorbei — Genazzano blieb in einiger Entfernung weiter rechts —, dann durch die abschüssigen, engen, schmutzigen Gassen des Städtchens Cave zwischen hohen Häusern durch, denen das Baumaterial, der schwarzgraue Tuff, etwas Düstres, Unwohnliches gab. Weiter rechts in der Entfernung einer guten halben Stunde ragte der mächtige Bergkloß von Palestrina (Präneste) empor, an Südadhänge aufsteigend die Stadt, hoch oben auf dem Gipfel (572 Meter) das Castel San Pietro, die alte unersteigliche Burg von Präneste, das Ganze ein uralter Kultur- und Herrscheritz in Latium, der trotz dreimaliger völliger Zerstörung doch immer wieder emporkam und der Welt 1524 den Schöpfer der modernen Kirchenmusik schenkte. In scharfem Trabe ging es nun eine lange, gerade Pappelallee entlang, zwischen abgeernteten Feldern durch, bis zu einer breiten Landstraße, auf die jene Allee im rechten Winkel stieß. Die Karte ergab, daß wir auf der Via Labicana waren, also auf der großen Straße nach Neapel; gegenüber lag das Albanergebirge, davor Colonna, das alte Labicum, auf seinem Bergkegel, aber diese geographisch wie historisch gleich interessante Situation genügte nicht, uns zu sagen, ob der Bahnhof von Palestrina, von dem wir nur wußten, daß er 5 oder 6 Kilometer von der Stadt entfernt liege, rechts oder links zu suchen sei. Von einer Bahnlinie war schlechterdings nichts zu sehen — sie verschwindet gerade an dieser Stelle in einem langen Tunnel —, unser alter Kutscher war noch niemals da gewesen, und kein Mensch war weit und breit zu sehen.

Endlich sahen wir von links her eine Herde der großen, silbergrauen Campagnaoschen die Straße herabkommen, unser Kosselentler lief ihr entgegen und brachte von den Hirten die unmittelbar erforderliche Ortskenntnis mit: der Bahnhof lag rechts von uns, und wir hatten die Schienenstränge schon überschritten, ohne sie sehen zu können. In kaum zehn Minuten waren wir an Ort und Stelle. Als ich dem Kutscher unsre Zufriedenheit für die flotte Fahrt aussprach und ihm außer dem bedungenen Fahrpreis noch zwei Lire in die Hand drückte, da sah er die Münzen erst zweifelnd an; wie ich ihm aber wiederholte, das sei für ihn, da ging ein so verklärtes Lächeln über das gute alte runzlige Gesicht, wie ich es an wenigen Sterblichen gesehen habe; er schüttelte uns unter immer wiederholten Versicherungen des Dankes die Hand,

wünschte uns glückliche Reise und kam dann nochmals gelaufen, ehe er mit seinem müden Köpflein nach Palestrina ins Nachtquartier abfuhr. Der Zug von Neapel nahm sich Zeit; gemächlich kam die Diligenza von Palestrina angetrottet, ein paar Geschirre aus den benachbarten Orten brachten „Herrschaften,“ zwei stattliche Carabinieri hoch zu Ross, Pallasch und Revolver am Sattel, saßen ab, und auf dem Bahnsteig bot ein Verkäufer dem anwachsenden Publikum Wein und Früchte aus, hinter dem Albanergebirge aber ging in Gold und Purpur die Sonne unter, und die Sabinerberge hüllten sich in blaue Schatten. So fuhren wir bei völliger Dunkelheit nach Rom hinein.

(Fortsetzung folgt)



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

5. Auch ein Martyrium



Pfarrsch-Max lag in dem hohen Grase der Amtswiese, die sich hinter dem Pfarrgarten und nur durch einen Bach vom Garten getrennt ausbreitete. Über den Bach führte eine Indianerbrücke, die, von Knabenhänden aus Stricken und Stangen gebaut, mehr dazu geeignet war, die Gefahr des Hineinfallens zu vermehren als zu vermindern. Am Wiesenrande standen alte Pappelweiden, und zwischen diesen Bäumen war ein Wiesenwinkel, so heimlich und so weltfremd, wie je einer das Entzücken eines Knaben gewesen ist. Und doch so voll Lebens! Hier webte sich der Pfingstvogel auf hohen Zweigen sein Beutelnest, dort guckte ein Baumläufer um die Ecke, dort schlüpfen Blaumeisen schnell und vorsichtig in ihren Höhlenbau. Hoch oben saß der Star und deklamierte und schlug mit den Flügeln etwa so, wie ein Kandidat, der eine Predigt memoriert. Dort im Graben unter einem Busche war ein Goldammerneest, und hier stieß der Maulwurf seinen kleinen Rüssel aus der Erde und nahm eine Nase voll Sommerluft, und dort spielten Mücken und Libellen, und dort im Bach huschten Wasserratten von Ufer zu Ufer. Hier also lag Pfarrsch-Max im Grase; das war sein Reich, hier herrschte er über die Vögel unterm Himmel und die Tiere auf Erden, solange er nicht selbst von dem gestrengen Herrn Vater und den unregelmäßigen Verben beherrscht wurde, was leider täglich, und zwar an den besten Stunden des Tages, geschah. Wenn er aber freigegeben war und sein Butterbrot verzehrt hatte, dann „schnürte“ er nach Art des Fuchses an den Dorf- und Buschrändern entlang, einen Sprengel unter der Jacke und ein Bündel in Papier gewickelte Leimruten im Armel und revidierte sein Reich. Und wenn er seinen Rundgang beendet hatte, dann legte er sich ins Gras und sah in die Wolken, die am blauen Himmel vorübersegelten, und gab seinen Gedanken Audienz.

Pfarrsch-Max, komm mal ra—us, rief es auf der Straße jenseits des Gartens.